

## **Rede zur Eröffnung der Ausstellung „Geht’s noch. Simon Czapla und Seb Koberstädt“ im Kunstverein Radolfzell am 10.9.2010**

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

„Geht’s noch“ – Ausrufungszeichen, schimpfen wir, wenn uns im Straßenverkehr ein motorisierter Idiot die Vorfahrt nimmt. „Geht’s noch“ – Fragezeichen – erkundigen wir uns besorgt, wenn ein lieber Mitmensch bei einer Wanderung, schwitzend und puterrot, an die Grenzen seiner körperlichen Belastbarkeit zu kommen scheint. „Geht’s noch“ – diese Redewendung ist keineswegs eindeutig, sondern nach zwei Seiten anwendbar, changierend zwischen Empörung und Empathie. Und wie wir dieses „Geht’s noch“ meinen, drücken wir allein mit unserer Stimme aus, die zum Satzende hin entweder nach oben oder nach unten schwingt.

Die Mehrdeutigkeit, die in diesem „Geht’s noch“ steckt, schien den beiden Künstlern, deren Ausstellung wir heute eröffnen, das passende Motto für ihre gemeinsame Schau, die ebenso vergnüglich wie irritierend daherkommt und dem Besucher viel zu gucken und einiges zu denken aufgibt.

Seb Koberstädt und Simon Czapla kennen sich vom Studium. Doch nicht als Kommilitonen kamen sie miteinander in Kontakt, sondern vielmehr auf der Basis eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses. Der 1977 in Heidenheim geborene Koberstädt studierte an der Kunstakademie Düsseldorf bei den Bildhauern Tony Cragg und Hubert Kiecol und übernahm im Wintersemester 2009/10 eine Vertretungsprofessur an der Kunstakademie Karlsruhe, Außenstelle Freiburg. Hier begegnete er dem 1983 in Konstanz geborenen Simon Czapla, der dort seit 2005 Malerei

und Graphik studiert. Es war Czapla, mittlerweile Meisterschüler, der Koberstädt als Partner für die Ausstellung im Kunstverein Radolfzell vorschlug.

So unterschiedlich die Kunst der beiden auf den ersten Blick zu sein scheint, so unterschiedlich sind die beiden auch in ihrem Wesen. Lebhaft und kommunikativ der eine, zurückgenommen und fast wortkarg der andere. Mails von Seb Koberstädt bestehen in der Regel nur aus wenigen Worten und können durchaus schon mal leichte Irritation auslösen wie vor einigen Wochen, als er dem Vorstand des Kunstvereins den Ausstellungstitel durchgab, ohne auch nur mit einer Silbe zu erklären, was sich hinter jenem „Geht's noch“ verbirgt.

„Geht's noch“ war auch ich versucht zu denken, als ich Koberstädt vor einigen Wochen in seinem Düsseldorfer Atelier aufsuchte. Unweit des Bahnhofs liegt es in einem Hinterhof mitten im Rotlichtquartier. Zum Glück war es neun Uhr morgens, als wir uns trafen. Abgesehen vom morgendlichen Berufsverkehr und einigen ihren Rausch ausschlafenden Stadtstreichern war nichts los. Der Künstler kam auf die Minute pünktlich und öffnete die Tür zu einem Hinterhof, wo sich sein Atelier befindet. Doch was ich zu sehen bekam, war nicht viel und keineswegs ein Atelier im üblichen Sinn. Ein Kellerraum mit einigen an den Wänden lehnenen Brettern, eine Sägemaschine, ein leerer Bierkasten. Das wars. Keine Skizzen an den Wänden, keine Zeichnungen oder Fotos, wie man sie so oft als Ideenspender und Inspirationsquellen in Ateliers findet. Da gab es einzig und allein einen Laptop, den Koberstädt aktivierte, um mir einige seiner Arbeiten zu zeigen, die er in der Vergangenheit unter anderem für die Galerie Luis Campana, den Bonner Kunstverein, die Kunsthalle Düsseldorf oder den Kunstverein Schwerte geschaffen hatte. Fast alles

Installationen auf Zeit, oft begehbare Skulpturen, die sich nach der Ausstellung, bisweilen auch schon während der Ausstellung, verändern und auflösen können.

Seb Koberstädt arbeitet bevorzugt mit dem Raum. Ein schwieriges Thema, denn bislang weiß niemand genau, was Raum eigentlich ist – das gilt zumindest für die physikalischen oder philosophischen Definitionen von Raum. Wenn man es recht bedenkt, ist Raum, obwohl doch scheinbar eine ganz alltägliche Erfahrung, eine höchst komplexe Angelegenheit, von der die Alltagsweisheit nur sagen kann, dass es sich um eine der Voraussetzungen dafür handelt, um sich als Mensch mit seiner Umwelt in Beziehung zu setzen, egal, ob dies nun sozial, kulturell oder topologisch gedacht wird. Vielleicht auch ästhetisch?

Als ich Seb Koberstädt in Düsseldorf traf, wusste er noch nicht, was er hier in Radolfzell zeigen würde. Er wusste nur, dass ihn sein erster Gang in einen Baumarkt führen würde, wo es Bretter und Rigiplatten zu kaufen gäbe, und zu einem Getränkehändler, um sich mit Bier einzudecken. Nicht etwa, um es selbst zu trinken (oder nur ein bisschen), sondern weil Bier immer wieder ein wichtiger Teil seiner Arbeiten ist. Bierkisten und Bierflaschen ziehen sich als roter Faden durch Koberstädts Werk. Die geometrische Struktur der wabenförmig gegliederten Bierkisten ummantelte er schon mit Brettern, bohrte Löcher in diese, so dass der nahrhafte, Energie spendende Inhalt nicht sichtbar war, für den, der genau hinschaut, aber zumindest ahnbar. Die Spannung zwischen Verbergen und Entdecken ist von jeher ein wichtiges Prinzip - nicht nur in der Kunst.

Es entstand auch schon ein Selbstbildnis mit Bierflaschen. Koberstädt bohrte Löcher in ein Brett, die wie bei einer Blindenschrift seinen Namen ergaben. In diese Löcher steckt er Bierflaschen, mit dem Hals voran. Die

Ausstellungsbesucher waren verwirrt – durften sie zugreifen und trinken oder nicht? Durstig wie sie waren entschieden sie sich fürs Zugreifen, leerten die Flaschen und veränderten damit zwangsläufig auch die Aussage der Arbeit. Sie verschluckten das Werk und hatten den Künstler im wahrsten Sinn des Wortes „zum Trinken gern“.

Interaktion, das ist ein wichtiger Bestandteil von Koberstädts Schaffen, das besonders in seinen Rauminstallationen zum Ausdruck kommt. Räume, so wissen wir, lassen sich besetzen, sei es physisch oder mental, bildlich, sprachlich oder akustisch. Sie bekommen damit klare Grenzen, werden zu Territorien. Doch wie sind die Zwischenbereiche beschaffen, an denen sich eine Zone von der anderen scheidet? Über welche Bilder und Vorstellungen verfügen wir, wenn es um diese diffusen, transitorischen Areale geht? Koberstädt entwickelt Arbeiten, die diese Fragen aufgreifen. Er baut Hindernisse, die den Zugang zu einem Raum erschweren. Er verwandelt Räume in Höhlen, die denjenigen, der sie betritt, nicht nur zu einer Veränderung der Wahrnehmung zwingen, sondern auch ihn selbst verändern. Er konfrontiert den Betrachter mit dem verwandelten Raum, sensibilisiert ihn, indem er vorgefundene Standards durch bauliche Eingriffe in Frage stellt und den Betrachter zugleich sanft nötigt, sich mit der Charakteristika und der Ausstrahlung der verwendeten Materialien auseinander zu setzen.

Koberstädt, der seinen Arbeiten gern Titel gibt, die meist ebenso vieldeutig wie seine Werke sind, zwingt aber auch die Gegenstände zur Interaktion. Wesensfremde Dinge begegnen sich auf einem ihnen völlig fremden Terrain, sie erleben Metamorphosen bezüglich ihrer Funktion und damit auch ihres Wesens. Diese vom Künstler herbeigeführten eigentümlichen Verbindungen verblüffen und amüsieren gleichermaßen,

verführen zu Deutungen oder setzen poetische Reflexionen in Gang. Koberstädts Arbeiten sind also auch ein Spiel, das seinen Platz zwischen Technik, Regel und Imagination, zwischen Bewusstem und Unbewußtem hat – Geht's noch!?

Spielerisch mutet auch Simon Czaplás Kunst an und wie wir sehen werden, kommt auch in seinen Werken der Auseinandersetzung mit dem Raum eine wichtige Funktion zu. Zunächst einmal faszinieren seine Bilder jedoch durch eine auffallende, explosive Buntfarbigkeit und die Fülle des Dargestellten. In formaler Hinsicht sind seine Bilder von barocker Opulenz, auf inhaltlicher Ebene gespickt mit Zitaten und Anspielungen. Und sie bestechen durch ihre überschäumende Sinnenfreude, der man sich als Betrachter kaum entziehen kann.

Bis vor kurzem bevorzugte Czapla eher kleine Formate, 30 auf 40 oder 60 auf 60 Zentimeter maßen die meisten seiner Bilder. Doch dann kam die Lust auf das großen Format. Es war nur eine Frage der Zeit, bis auch das Überwinden der bildhaften Zweidimensionalität hin zur Eroberung des Raumes locken musste. In seiner Pfaueninstallation hat der Künstler nun diesen Schritt nun konsequent vollzogen.

Czapla treibt als Künstler die Lust an den Dingen und die Neugier auf die Vielfalt der Möglichkeiten. Wenn er die Arbeit an einem Bild beginnt, hat er zwar eine Vorstellung davon, doch er geht keineswegs konzeptuell vor. Vielmehr erwächst das eine aus dem anderen. Ausgangspunkt ist jedoch immer die Figur, um die sich eine Geschichte rankt, bis der Ausgangspunkt überzogen ist von einem vielschichtigen Netz an beziehungsreichen Anspielungen und Symbolen. Wie bei den russischen Puppen, bei der eine schon wieder die nächste enthält, entwickeln sich

Czaplas Bilderzählungen ähnlich wie die in der Antike entstandene Grotteskenmalerei, bei der sich eines aus dem anderen ergibt und scheinbar Unvereinbares aufeinander trifft.

Auffallend ist der meist symmetrische Aufbau von Czaplas Kompositionen. Hinter die zentrale Figur, die auch gedoppelt auftreten kann, wird ein ornamentaler Grund gelegt. Ornamente sind sich wiederholende geometrische, vegetabilische oder animalische Muster. Ihre Funktion ist es, eine ästhetische Wirkung zu steigern, Flächen zu gliedern, zu akzentuieren oder zu beleben, zu rahmen, zu füllen – oder zu würdigen. Doch das Ornament ist keineswegs immer nur Dekor, sondern kann auch mit einer weltanschaulichen, symbolischen Inhaltlichkeit behaftet sein oder sich, wie bei einem Mandala, mit archetypischen und spirituellen Bewusstseinsinhalten verknüpfen. In der Malerei von Simon Czapla kommt dem Ornament, je nach gewähltem Thema, mal eine tiefere, mal eine mehr oberflächlichere Bedeutung zu. Fest steht, dass seine Ornamente den Bildgrund in die Tiefe erweitern, indem sie als Folie unter dem Dargestellten liegen, bisweilen aber auch in dessen Ebene, sozusagen regelwidrig, hinüberwachsen können. Oftmals tauchen in einem Bild mehrere ornamentale Ebenen auf; dann kann dem Betrachter leicht schwindelig werden, weil es dem Auge schwer fällt zu entscheiden, welche Schicht zuerst da war, zumal sich diese kunstvoll miteinander verzahnen.

Simon Czaplas Bilder sind dicht gefüllt, so dass man sie mit dem naturwissenschaftlichen Begriff des *horror vacui*, Angst vor Leere, umschreiben könnte. Doch dem möchte ich entschieden widersprechen, denn aus ihnen spricht vielmehr eine *amor infinity*, eine Liebe zur Unendlichkeit. Die ganze Fülle der Schöpfung scheint dem Maler wichtig

und da das Leben nicht ohne den Tod zu haben ist oder, wie Rilke sagt, das Schöne nichts als des Schrecklichen Anfang ist, tauchen in seinen Bildern auch Vanitassymbole, wie z.B. Blumen oder Totenköpfe, auf.

Doch wirklich schrecken kann selbst dieser aus hohlen Augen starrende Schädel nicht, denn Czapla bannt alles in schönster Buntfarbigkeit auf die Leinwand. Die Kraft der Farbe, die der Künstler rein und unmoduliert aufträgt, lässt das Dargestellte leuchten, strahlen und verbreitet ganz einfach gute Laune. In Verbindung mit der Vielfalt der Motive, die der Künstler eher assoziativ als kalkuliert zusammenfügt, fühlt man sich nicht von ungefähr an die Kunst der Pop Art erinnert. Doch Czapla hat keineswegs die Absicht, mit seinen Bildern eine Konsumkritik zu betreiben oder die Dinge zu Fetischen zu stilisieren. Vielmehr geht es in seinen Werken um Geschichten, die er sozusagen lukullisch inszeniert und appetitlich vorträgt. Unbefangen bedient er sich aus dem großen Topf an Themen und Motiven, aus denen die Weltkulturen und die Stilepochen der abendländischen Malerei schöpfen, aber oftmals sind es auch ganz private Inhalte, die seine Bilder bestimmen. Bilder, die auf einer persönlichen Mythologie beruhen wie jene Arbeit mit dem rätselhaften Titel „Margot“, die ich letztes Jahr für unsere Sammlung erwarb. Auf diesem Bild sieht man, natürlich in der für Czapla charakteristischen Farbigkeit, eine Madonnenskulptur, eine Blumenvase und Vögel, allesamt Dinge, die sich im Haushalt seiner Großmutter Margot fanden und die er bis heute mit ihr in Verbindung bringt. Ein verschlüsseltes Portrait also.

Während uns Seb Koberstädt mit seinen spröden, sperrigen Installationen irritiert, verwirrt uns Simon Czapla mit seinen überbordenden Bildkompositionen. „Geht’s noch?“, oder „Geht’s noch!“ –

weder das eine trifft zu noch das andere, sondern beides. Und gerade diese Ambivalenz macht die Auseinandersetzung mit den Werken dieser beiden Künstler, denen man nur schwerlich gleichgültig begegnen kann, so spannend. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen noch einen angeregten Abend.

Dr. Barbara Stark

Mitglied im künstlerischen Beirat des Kunstvereins Radolfzell e.V.

Leiterin der Städtischen Wessenberg - Galerie Konstanz